

„Gerechtigkeit zwischen Schaf und Schaf“ (Ez 34, 17-22)

(Predigt im Universitätsgottesdienst am 16. Mai 2004 von Prof. Dr. Pavel Filipi, Prag)

17 Aber zu euch, meine Herde, spricht Gott der HERR: Siehe, ich will richten zwischen Schaf und Schaf und Widdern und Böcken.

18 Ist's euch nicht genug, die beste Weide zu haben, daß ihr die übrige Weide mit Füßen tretet, und klares Wasser zu trinken, daß ihr auch noch hineintretet und es trübe macht,

19 so daß meine Schafe fressen müssen, was ihr mit euren Füßen zertreten habt, und trinken, was ihr mit euren Füßen trübe gemacht habt?

20 Darum spricht Gott der HERR: Siehe, ich will selbst richten zwischen den fetten und den mageren Schafen;

21 weil ihr mit Seite und Schulter drängtet und die Schwachen von euch stießet mit euren Hörnern, bis ihr sie alle hinausgetrieben hattet,

22 will ich meiner Herde helfen, daß sie nicht mehr zum Raub werden soll, und will richten zwischen Schaf und Schaf.

Siehe, ich will richten...

Durch den Propheten läßt der Himmel wissen: Zu uns hier sind Berichte gelangt über die Verhältnisse, die auf Erden, die im Gottesvolk herrschen und alle Regeln des Lebens brechen. Dem werden wir nicht gnädig zuschauen. Die höchste Stelle macht ihre Verfügung bekannt: Es darf nicht so bleiben. Es wird nicht so bleiben, wie es ist. Die gegenwärtigen Zustände, oder eher Missstände, die gegenwärtigen Ordnungen, oder eher Unordnungen, haben keine Aussicht auf Dauer, auf Zukunft, auf Ewigkeit. – Das ist der verborgene Sinn der Gerichtspredigt. Sie zeigt, was Dauer, was Zukunft, was Ewigkeit hat, was gilt und gelten wird, was noch morgen und übermorgen, was noch für unsere Kinder und Enkelkinder, ja bis zum äussersten Rand der geschichtlichen Zeit gelten wird. Göttliches Richten bedeutet: Ausrichten und Aufrichten: unserer Blicke und unserer Schritte. Beides nach vorne hin, auf die Zukunft hin. „Status mundi renovabitur“, predigte einer der hussitischen Prediger Jan Želivský in Prag – der Zustand der Welt wird erneuert werden.

Auch die bekannteste Gerichtspredigt Jesu, das sog. Gleichnis vom Weltgericht Mt 25, will doch nicht das Drehbuch der letzten Ereignisse präsentieren, nach dem alles so und nicht anders verlaufen wird; sie will eher die damaligen Hörer und die gegenwärtigen Leser des

Gleichnisses in ihren Blicken und Schritten ausrichten und aufrichten, ermutigen und orientieren, damit die letzten Geschehnisse nicht so, wie geschildert, sondern eben anders verlaufen, damit möglichst alle sich am Tag der grossen Scheidung zur Rechten des Weltrichters, unter den Schafen, nicht unter den Böcken finden.

Ich will richten zwischen Schaf und Schaf, lässt der Himmel durch den Propheten wissen.

Das Gericht gilt nicht nur der führenden Schicht, sondern auch dem einfachen Volk, nicht nur den untreuen Hirten des Bundesvolkes, die ihre Position zum Benefizium, zur Pfründe gemacht haben wie der Prophet in seiner vorhergehenden Predigt kritisiert (*Wehe den Hirten Israels, die sich selbst weiden! Sollen die Hirten nicht die Herde weiden?* 34,2). Sie gilt auch den Schafen. Nehmen wir das zur Kenntnis. Dass du kein Heide, kein Atheist, kein Gegner der Kirche bist, bedeutet noch nicht, dass du eine Immunität vor Gottes Gericht besitzt, ebensowenig wie dass du keine Funktion und Würde im Gottesvolk hast und nur ein einfaches Schaf bist.

Das Gericht innerhalb des einfachen Volkes Gottes. Was ist hier zu richten? Was für Zustände oder Missstände, was für Ordnungen oder Unordnungen, die alle Regeln des Lebes brechen, herrschen hier, sodass sie die Aufmerksamkeit der höchsten Stelle auf sich gezogen haben? Eine zweifache Unordnung entdeckt die prophetische Predigt und schildert sie in zwei kleinen Gleichnissen.

Die erste Unordnung ist in die Weide lokalisiert: Hier geschieht etwas Unordentliches. Es ist mit zwei Verben näher charakterisiert: (Weide) zerstampfen, zertrampeln und (Wasser) trüben, Schlamm vom Grund aufwühlen. Mit einem Wortspiel fasst der hebräische Text das Ergebnis zusammen: was übrig bleibt, ist „mirmes“ und „mirpes“, das Zerstampfte, das Getrübe - etwas, was sich zum Weiden und Tränken kaum eignet. Die anatomischen Instrumente dieser Tätigkeiten sind, wie dreimal betont, die Beine.

Die zweite Unordnung ist nicht direkt lokalisiert. Sie herrscht in den Beziehungen innerhalb der Herde, wo einerseits fette, andererseits magere Tiere nebeneinander existieren. Nun aber machen die ersten, die tüchtigeren von ihrer Stärke Gebrauch und drängen die anderen, die mageren und kränklichen beiseite, treiben sie weg, stossen hinaus. Das Ergebnis: die aus dem Schutzraum der Herde Hinausgedrängten, Weggestossenen, Weggetriebenen,

Mageren werden zum Raub. Auch hier sind die Instrumente anatomisch: Seite, Schulter, Hörner.

In diese Situation hinein erklingt das prophetische Gerichtswort. Wohlan ich, ich bin da und richte. *Ich will richten*. Das Pronomen Ich ist betont. Ich will richten, kein anderer. „Wohlan, ich selber bin da, dass ich richte“, übersetzt Buber-Rosenzweig. Diese Botschaft gilt beiden Seiten. Sie gilt euch, die ihr die beste Weide abweidet und das Übrige mit euren Füßen zerstampft, euch fetten Tieren mit kräftigen Schultern und Hörnern. Sie gilt aber auch euch, meine Schafe, die ihr das Zerstampfte abweiden, das getrübe Wasser trinken müsst, euch mageren, ausgestossenen, hinausgedrängten Tieren. Beide Seiten sollen das hören: Ich bin da und richte. Ich unterscheide, ich richte zwischen Tier und Tier. Nicht nur das. Der Richter lässt wissen: In dieser Unterscheidung bin ich nicht neutral. Zweimal werden die Schafe der zweiten Gruppe als „meine Schafe“ (cóní) apostrophiert. Ich, der Richter, erkläre: die Zurückgebliebenen, die Hinausgedrängten sind mein. Mein Eigentum.

Das erwähnte neutestamentliche Gleichnis vom Weltgericht radikalisiert diesen Gedanken: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan, oder aber nicht getan habt, das habt ihr für mich getan (nicht getan)“. Die Geringsten - das bin ich. Nicht nur erklärt der Richter die schwachen Schafe für sein Eigentum, er identifiziert sich geradezu mit ihnen. Nicht nur: sie sind mein. Sondern: Ich war es.

Nun: Die Rede Jesu im Gleichnis vom Weltgericht ist relativ klar: Es handelt sich um Hungrige, Durstige, Fremde, Nackte, Kranke, Gefangene, denen geholfen oder nicht geholfen wurde. Das prophetische Gleichnis Ezechiels ist allerdings nicht so transparent. Was, wen sollen wir uns unter den zwei Gruppen, den Widdern und den Böcken, vorstellen? Wen spricht der Prophet an? Die Suche nach einem historischen Sitz im Leben dieses Textes im Zeitraum nach d.J. 587 v.Chr. hilft uns nicht viel. Von grösserer Bedeutung ist hier das „anatomische“ Vokabular - Beine, Schulter, Hörner. Damit sind wir in das Reich der Natur geleitet, auf das Natürliche hingewiesen. Dass ein Tier ein Bock (Widder) ist und ein anderes ein Schaf, dass ein Tier schneller läuft und das andere nur schwache Beine hat, dass das eine fett und mit grossen Hörnern gewachsen ist, das andere mager und kränklich, das ist wohl naturgegeben. Das wird auch nicht kritisiert. Kritisiert, d.h. unters Gericht gestellt wird eher die Selbstverständlichkeit, mit der diese „Natürlichkeit“ zum Normalzustand innerhalb der israelitischen Gemeinde gemacht wird. Nicht die schnellen Beine oder

kräftigen Schultern stehen unter dem göttlichen Gericht, sondern der Anspruch, den man davon ableitet, der Anspruch auf die ganze beste Weide, auf das ungetrübte Wasser, auf den ganzen Schutz der Herde.

Dass man einen derartigen Anspruch nicht nur innerhalb der israelitischen, sondern auch innerhalb der christlichen Gemeinde für normal hielt, deuten zumindest zwei neutestamentliche Texte an. Zum einen ist es die Abendmahlparänese des Apostel Paulus 1Kor. 11,33: „Meine Brüder, wenn ihr zusammenkommt, um das Mahl des Herrn zu feiern, dann wartet, bis alle da sind.“ Die Zuerstgekommenen sollen, mindestens beim Abendmahl, auf die warten, die später kommen, weil sie - aus welchem Grund auch immer - verhindert waren. - Zum anderen ist es die bekannte Stelle des Jakobusbriefes (2,2f): „Da seid ihr zum Gottesdienst versammelt und es kommt ein reicher Mann...herein und ebenso ein armer Mann in Lumpen. Ihr aber sagt zu dem gut gekleideten Mann respektvoll: Bitte, hier ist noch ein bequemer Platz - und zu dem Armen sagt ihr: Du kannst dort hinten stehen...:Wenn ihr solche Unterschiede macht, urteilt ihr nach verkehrten Massstäben.“

Sind aber diese Massstäbe wirklich so verkehrt? Ist es nicht eher normal, dass der Schnelle, Stärkere und Tüchtigere mehr an Lebensraum braucht? Ist es nicht das latente Prinzip unseres Sozialmodells? Des gegenwärtigen Modells der Europäischen Union angesichts der Staaten, die auf ihre Weide spät gekommen sind? Wohlgermerkt: Auch die „Ziegen“ auf der linken Seite im Gleichnis Mt 25 meinten, sie hätten sich normal verhalten, sie hätten gar nicht wahrgenommen, dass etwas nicht stimmt, als sie den Hungrigen nicht gesättigt, den Fremden nicht aufgenommen, den Nackten nicht bekleidet haben. „Wann sahen wir dich jemals hungrig, nackt, krank und wir hätten uns nicht um dich gekümmert?“ Diese Situationen sind doch so natürlich, so normal gewesen, nichts Besonderes, nichts, was verraten würde, dass hier das Gericht geschieht.

Aber, nochmals wohlgermerkt, die auf der rechten Seite im Gleichnis reagieren mit denselben Worten: Wann sahen wir dich jemals hungrig, durstig, nackt, krank? Auch sie meinen, es seien normale Situationen gewesen, nichts Besonderes, nichts, was verraten würde, dass hier das Gericht geschieht.

Es gibt demnach zwei grundverschiedene Normalitäten und beide werden praktiziert. Auf der einen Seite erscheint es normal, dass der Starke, Schnelle, Reiche, Tüchtige für sich mehr beansprucht, als die anderen. Die beste Weide der Welt wird von etwa 20% der Weltbevölkerung abgeweidet. Auf der anderen Seite erscheint es normal, dass dem Schwachen, dem Armen, dem Kranken mehr Aufmerksamkeit, Schutz und Unterstützung zuteil wird, als den anderen. Die Tatsache, dass das Gerichtswort Gottes lange Jahrhunderte regelmässig verkündet wurde, hat sich zumindest auf der Oberfläche des Lebens der Nationen ausgewirkt. Die göttliche Normalität ist zum "tacitus consensus", zu einer Art Regularität geworden. Die Rechtsstrukturen unserer Gesellschaften sind meistens so aufgebaut, dass sie den Schutz des Schwachen, Kranken, Behinderten ermöglichen. Kein Staat würde offiziell zugeben, dass er Schwächere unterdrückt - die Nazis und die Stalinisten haben alles getan, um ihre Vernichtungslager vor der Weltöffentlichkeit geheim zu halten -, und nur ein politischer Hazardeur würde die Verelendung der unproduktiven Bürger in das Programm seiner Partei schreiben lassen.

Gleichzeitig aber wissen wir, besonders wenn wir auf die globale (Globalisierungs-)szene blicken, dass unterhalb dieser Oberfläche die Philosophie der anderen Normalität weiterlebt, oder neubelebt wird. Es gibt nach wie vor unzählige Menschen und Menschengruppen, für die es nichts besseres als nur abgeweidete Weide und getrübbtes Wasser gibt, die ausgestossen sind, jenseits jeglichen Schutzes sich befinden und dem Raub anheimfallen. Und in unser Gefühl, der Streit dieser beiden Normalitäten sei unentschieden, in unsere Befürchtung, dass die Normalität der Starken die Oberhand gewinnt, erklingt das Gerichtswort aus der höchsten Stelle: Hinnení aní, wohlan, ich selber bin da zu richten zwischen Tier und Tier. Zu richten, aufzurichten, auszurichten die Blicke und Schritte auf die Zukunft hin. Es ist wichtig zu wissen und nicht aufhören urbi et orbi, der Kirche und der Welt zu verkündigen: Sie, die Langsameren und Schwächeren alle sind cóní, meine Schafe, so hat ER, mein Herr gesprochen.

Und der Friede Gottes...